

Die ersten Studentinnen an der Universität Basel

Autor(en): **Flüeler, Elisabeth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde**

Band (Jahr): **90 (1990)**

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-118259>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die ersten Studentinnen an der Universität Basel

von

Elisabeth Flüeler

Medizinstudentinnen

Vor 100 Jahren, am 20. März 1890, wurde durch Regierungsratsbeschluss der Erziehungsrat ermächtigt, den Frauen, allerdings erst «versuchsweise», den Zugang zur Universität zu gestatten. Es soll hier nicht auf die lange und dornenvolle Vorgeschichte eingegangen werden. In einer Umfrage im Herbst 1889 hatten sich die Professoren noch eher negativ geäussert. Elf lehnten das Frauenpodium ganz ab, sieben mehr oder weniger und fünf äusserten keine Meinung. Nur Prof. Mähly stand entschieden dafür ein¹.

Wer waren die ersten Studentinnen? Wurden sie von ihren Eltern angeregt und unterstützt, oder mussten sie durch eigene Initiative oder auf Umwegen die Erfüllung ihres Berufswunsches anstreben? Wie haben sie sich darauf vorbereitet, da an der Töchterschule noch keine Gymnasialabteilung bestand und die Schule erst zum 100-Jahr-Jubiläum 1913 unter die Maturitätsschulen aufgenommen wurde? Was ist aus ihnen geworden?

Über Herkunft und Bildungsgang sind wir durch den Lebenslauf, den Medizin- und Philosophie-Studentinnen ihrer Anmeldung zum Doktorat beilegen mussten, gut unterrichtet. Über den späteren Lebens- und Berufsweg jedoch fliessen die Quellen spärlicher.

Das Gesuch des Kaufmanns Eduard *Frey-Stampfer*, seiner Tochter *Emilie* das Studium der Medizin in Basel zu gestatten, brachte den Stein ins Rollen. Es wäre interessant zu wissen, wer ihm riet, sich nicht an die Universitätsbehörden-Kuratel und Regenz -, sondern an die politische Behörde, den Erziehungsrat, zu wenden. Er hatte Erfolg!

Emilie Frey (1869–1937) war das Zweitälteste von 15 Kindern, wovon fünf – auch das älteste – in den ersten Lebenstagen starben. Sie hatte in Basel die Primarschule und drei Klassen der Töchter-

¹ Edgar Bonjour. Die Universität Basel von den Anfängen bis zur Gegenwart, 1460–1960, Basel 1960. Martha Bieder: Universität Basel, S. 203–244 in «Das Frauenstudium an den Schweizer Hochschulen», Zürich 1928. Louise Gugerli-Jan-nach: Die Anfänge des Frauenstudiums in Basel 1890–1914, Lic. 29.11.1983.

schule besucht. Nach dem Wegzug der Familie nach Zürich im Jahr 1883 folgten noch zwei Jahre an der Sekundarschule. Von 1885–1887 war sie zum Sprachstudium in der Westschweiz und in Lugano. 1887 trat sie in die Töchterschule Zürich ein, deren Gymnasialabteilung zur Maturität führte.

Sie war das einzige Mädchen in ihrer Klasse. Allein sollte sie auch in Basel während der langen Studienjahre bleiben. Allein wurde sie eine Woche nach der ordentlichen Immatrikulationsfeier im Rektorat durch Handgelübde unter die 376 Studenten der Universität als stud. med. aufgenommen, denn die 116 Medizinstudenten hatten mit einer lauten Opposition gedroht². In der ersten Zeit glich ihr Weg zur Universität einem Spiessrutenlaufen. Hinter den Fenster lauerten neugierige Blicke. Argwöhnische, ja feindselige Bemerkungen musste sie hören. Das erzählte sie selbst an einer der ersten Sitzungen des 1923 gegründeten Akademikerinnenvereins³. Sie hatte auch zu leiden unter den Flegeleien der Kollegen. Als ein freundlicher Student – auch solche gab es – ihr ein Heft lieh, erteilte ihm seine Verbindung eine Rüge.

Durch ihre ruhige, zielstrebige Art und ihren Fleiss erwarb sie bald die Achtung von Professoren und Studenten, so dass Regierungsrat Zutt auf eine Anfrage in der Herbstsitzung des Grossen Rates Befürworter und Gegner des Frauenstudiums beruhigen konnte. Nur der Gynäkologe Hermann Fehling (in Basel 1887–1894) benutzte seine Rektoratsrede am Dies Academicus Ende November 1891, um die nach seiner Meinung falsche Entscheidung zu rügen und auf die geistige Minderwertigkeit des weiblichen Geschlechtes hinzuweisen⁴.

1895 bestand Emilie Frey das Staatsexamen und erwarb den Doktorgrad mit einer Dissertation über Rachitis. Nach kurzen Studienaufenthalten in Dresden und Berlin, wo sie die erste deutsche Ärztin, Franziska Tiburtius, besuchte, eröffnete sie an der St. Albanvorstadt 58 ihre Praxis. Dieses Haus hatte ihr Vater nach der Rückkehr der Familie für sein Geschäft gekauft. Er handelte mit Rohseide und Baumwollgarnen. Leider starb er bald, und die Sorge um die grosse Familie lag nun neben seinem Sohn Eduard ganz auf den Schultern der jungen Ärztin. Still ging sie ihrer Arbeit nach. Es beglückte sie, besonders den Frauen aus den unteren Ständen helfen zu dürfen. Ihre Patientinnen kamen aus der Stadt, aus dem Baselbiet, der badischen Nachbarschaft und aus dem Elsass. «D'Jumpfere Dokter» war bald

² Martha Bieder: a.a.O. S. 218–220.

³ Alice Keller: 60 Jahre Akademikervereinigung Basel, 1984.

⁴ Hermann Fehling: «Die Bestimmung der Frau, ihre Stellung zu Familie und Beruf», Stuttgart 1892.

eine bekannte und geschätzte Persönlichkeit. Der grosse Zulauf bewies ihr, dass das Bedürfnis nach einer Frauenärztin gross war. Mit ihrem ehemaligen Lehrer, Professor Carl Sebastian Haegler, verband sie eine fördernde Arbeitsgemeinschaft. Sie wies ihre Patientinnen in seine Privatklinik am Petergraben ein, wo ihr für bedürftige Patientinnen ein Freibett zur Verfügung stand. Die Zusammenarbeit mit ihm, der sich mehr als Arzt denn als Chirurg fühlte, bedeutete ihr die schönste Zeit ihres Lebens. Darum empfand sie seinen frühen Tod 1916 besonders schwer⁵.

Eine längere Krankheit zwang sie, ihre Praxis einzuschränken und 1935 ganz aufzugeben. Sie starb 1937 an einem Hirnschlag.

Allerdings war Emilie Frey nicht die erste Ärztin in Basel. Im Januar 1891 empfahl sich Emma Strub als Frauen- und Kinderärztin. Dieser «erste weibliche Arzt» (so im Basler Jahrbuch) blieb nicht lange. 1895 übergab sie einer anderen in Zürich ausgebildeten Ärztin ihre Praxis an der Eulerstrasse. *Emmy Rhyner* (1869–1962) ordinierte dort und später an der Feierabendstrasse bis ins hohe Alter⁶. Die Rat- und Hilfesuchenden kamen aus der Stadt und aus der näheren und weiteren Umgebung. Ihre hohe Gestalt in den langen altmodischen Kleidern war im Birsigtalbähnlein eine bekannte Erscheinung. Dort setzte sie sich in das Raucherabteil, nicht um zu rauchen, nein, weil sie der Ansicht war, der Rauch töte die Bazillen.

Als Ärztin hatte sie anfänglich gegen den ablehnenden Standpunkt der Krankenkassen zu kämpfen. Froh über das Erreichte und glücklich, bis ins hohe Alter Frauen und Kindern helfen zu dürfen, ging sie in ihrer Arbeit auf. Ihr wäre das nicht möglich gewesen, wenn nicht eine treue Hausangestellte sie liebevoll betreut hätte.

Wenn die Befürworter des Frauenstudiums gehofft hatten, Emilie Frey bekomme bald Gefährtinnen, so sahen sie sich getäuscht. Erst 1893 schrieben sich wieder zwei Medizinstudentinnen ein:

Anna Köttgen aus Liestal (1867–1909)

Adèle Weissenberger aus Riehen (1872–1965)

Anna Köttgens Mutter, Rosine Köttgen-Gysin, suchte ihren vier Kindern die Bildungsmöglichkeiten zu bieten, die sie selber hatte entbehren müssen⁷. Rosine Gysin war im angesehenen Gasthof «Zum Mond» in Buckten aufgewachsen. Dieser war das Standquartier der Bauleitung des 1854 begonnenen Hauensteintunnels. Ingenieure und Techniker brachten Bildung in das Dorf und regten zum

⁵ E. Smolik-Faller, Schweiz. Frauenblatt, 25.2.1938.

⁶ Nat. Zeitung, 22.4.1954.

⁷ Zur Erinnerung an Rosine Köttgen-Gysin, Liestal 1909.

Erlernen des Französischen und Englischen an. Wie gerne hätte Rosine mehr gelernt, denn ihre Schulbildung war nach einem kurzen Institutsaufenthalt in Aarburg, wo sie zum ersten Mal eine Landkarte gesehen hatte, abgeschlossen. Hilfe in Haus und Gaststube liessen ihr wenig Zeit, sich weiterzubilden. In Sissach, wo sie den Haushalt ihrer früh verstorbenen Schwester führte und die Kinder erzog, lernte sie ihren späteren Mann kennen. Ihm folgte sie in das bergisch-märkische Land. Da ihr das dortige Klima zu schaffen machte, kehrte die Familie 1870 in die Schweiz zurück. Adolf Köttgen betrieb mit seinem Neffen in Liestal eine Gerberei, aus der eine Schuhfabrik entstand. In Haushalt und Geschäft – Rosine Köttgen war ihrem Mann mit ihrer kaufmännischen Begabung eine wertvolle Hilfe – erschöpften sich ihre Interessen nicht. Ihr beweglicher Geist trieb sie weiter. Lange Jahre war sie ein eifriges Mitglied des «Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins». Durch diesen kam sie in den Vorstand der Pflegerinnenschule Zürich. Wahrscheinlich hat ihre Älteste diese Schule besucht.

Als sich 1890 die Universität den Frauen öffnete, wird Anna Köttgen das Weiterstudium ins Auge gefasst haben. Wie sie sich auf die eidg. Maturität vorbereitete, die ja erst das Studium ermöglichte, wissen wir nicht. In Liestal war von 1886–1892 der Altphilologe Eduard Zingg (1847–1923) als Schulinspektor tätig. 1893 berief ihn Rektor Largiadèr als ersten Lateinlehrer an die von ihm gegründete Gymnasialabteilung der Basler Töchterschule. Zingg mag Anna Köttgen bei ihrer Vorbereitung geholfen haben. 1893 immatrikulierte sie sich als erste Landschäftlerin.

Nach dem 2. propädeutischen Examen wechselte sie an die Universität Zürich. Das Studium der Psychiatrie bei Professor Eugen Bleuer zog sie an. 1899 reichte sie ihre Dissertation, drei Krankengeschichten von verschiedenartigen Gehirnerkrankungen, ein.

1900 liess sie sich als praktizierende Ärztin in Biel nieder. Leider konnte sie die Früchte ihres harten Studiums nicht geniessen. Im Sommer 1908 erkrankte sie schwer. Im Sanatorium «Des Alpes» in Steffisburg, wo sie Genesung suchte, starb sie am 27. Dezember 1909.

Auch für *Adèle Weissenberger*, die sich mit Anna Köttgen immatrikulierte, war der Einstieg ins Studium nicht leicht. Sie musste, wie noch viele nach ihr, auf privatem Weg zur Maturität gelangen. Adèle Weissenbergers Vater stammte aus einer alten Bader-Familie in Riehen. Auch eine Hebamme kam aus dieser Familie. Diese Tradition mag in Adèle den Berufswunsch geweckt haben. Ihre Eltern, wie diejenigen von Emilie Frey und Anna Köttgen, stammten aus dem zukunftsgläubigen Mittelstand. Sie strebten für ihre Töchter einen Beruf an, der sie selbständig machen und befriedigen würde.



Abb. 1. Dr. med. Adèle Thommen-Weissenberger (1872–1965)

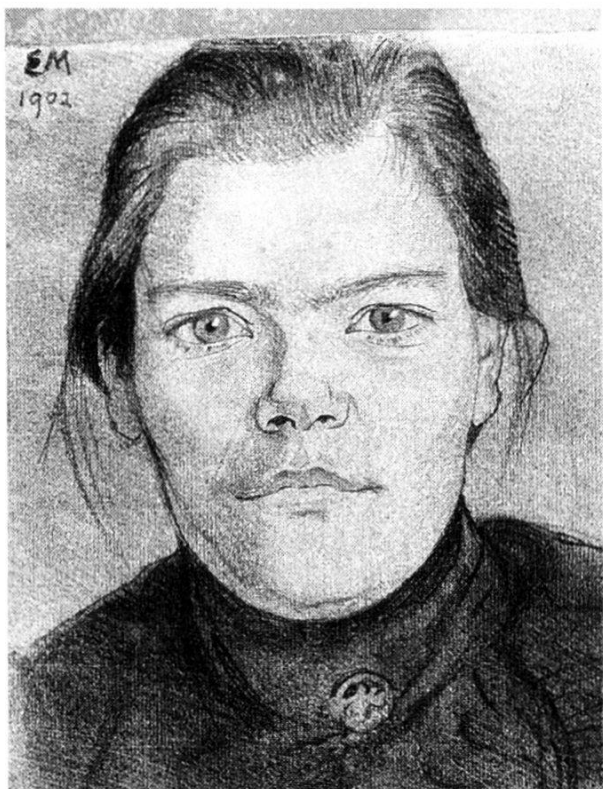


Abb. 2. Dr. med. Anna Köttgen
(1867–1909), 1902 von Esther Mengold



Abb. 3. Dr. med. Serena Buser
(1891–1957) um 1900



Abb. 4. Dr. med. Brunhilde Kramer
(1878–1954) um 1900



Abb. 5. Dr. med. Helene Socin
(1885–1917) 1916

An der Töchterschule bestand Adèle 1891 das Lehrerinnen-Examen. Für die Vorbereitung auf die Maturität ermöglichten ihr ihre Eltern Latein- und Mathematikstunden. Im Frühling 1893 schrieb sie sich als Medizinstudentin ein. Nach dem Staatsexamen von 1898 wurde sie Assistentin im Kinderspital. Ihre Dissertation behandelte die Diphtherie-Serumtherapie. Zu den Reaktionen ihrer Umgebung schrieb sie: «Die männlichen Mitstudenten waren freundlich gegen mich und liessen mich gewähren... Meine Lehrer waren ausserordentlich gut und rücksichtsvoll gegen mich, eher hatte ich ausnahmsweise von einem Patienten oder einer Patientin Widerstand zu ertragen⁸.»

In Dresden erweiterte sie an der Frauenklinik ihre praktische Ausbildung. Die Stadt bot ihr mit ihren reichen Kunstsammlungen und den prächtigen Barockbauten viel. Am oberen Spalenberg eröffnete sie ihre erste Praxis. Bei ihrer Heirat mit dem Lehrersohn Emil Thommen übersiedelte sie in ein eigenes Heim an der Holbeinstrasse. Dort betreute sie bis ins neunte Jahrzehnt Frauen und Kinder.

Erst 1897 wagte sich die vierte Frau an das Medizinstudium, die Baselbieterin *Serena Buser* (1871–1957). In ihrem Vater hatte sie ein lebendiges Beispiel dafür, was mit Begabung und Fleiss zu erreichen ist⁹.

Serena Buser hatte keine leichte Jugend¹⁰. Als sie 12 Jahre alt war, trennten sich die Eltern. Die Gegensätze des Herkommens waren zu gross. Die Mutter wanderte mit den beiden Mädchen nach New York aus. Sie wollte unabhängig für sich und die Kinder durch Heimarbeit für den Unterhalt aufkommen. Dabei half ihr die Tochter nach der Schule. Nach zwei Jahren erkrankte die Mutter. Die Last lag nun ganz auf der vierzehnjährigen Serena. Drei Jahre lang sorgte sie für Mutter und Schwester. Abends besuchte sie Weiterbildungskurse. Nach dem Tod der Mutter kehrten die beiden Mädchen auf Bitten des Vaters nach Sissach zurück.

Endlich konnte Serena einen geregelten Schulbesuch erleben. An der Töchterschule füllte sie die Wissenslücken aus und bestand 1895 das Lehrerinnenexamen. Das berechtigte sie dazu, als Hörerin den Vorlesungen der philosophischen Fakultät zu folgen. Sie wollte

⁸ Elisabeth Flueller und Brigitta Hauser-Schäublin: «Die zweite Basler Ärztin kam aus Riehen», Z'Rieche 1986, S. 135–141.

⁹ Jakob Buser (1847–1914) nennt sich Autodidakt, Landrat 1875–1881 und 1890–1914, Verwalter der von ihm gegründeten Spar- und Leihkasse, Nationalrat 1890–1913, Ständerat 1913–1914, Oberst der Artillerie, Delegierter d. Bundesrates im Eidg. Bankrat.

¹⁰ Die Angaben über Serena Buser verdankt die Verfasserin Herrn Prof. Dr. Alfred Bangerter, St. Gallen.

jedoch Medizin studieren, wozu sie die eidg. Maturität brauchte. 1897 bestand sie diese in Zürich. 1901 schloss sie die Studien mit dem Staatsexamen ab. Während der Assistentenzeit in der Friedmatt verfasste sie eine Dissertation über Kinderpsychosen.

Ihre Mitstudenten schätzten sie sehr, so dass ihr die negative Einstellung eines Professors nichts anhaben konnte. Als dieser nämlich seine Vorlesung mit den Worten begann: «Ich möchte die Dame bitten, den Hörsaal zu verlassen, vorher beginne ich die Vorlesung nicht», verliess die «Dame» den Hörsaal – und mit ihr alle Studenten. Wie hatte sich in den kurzen Jahren die Einstellung der Studenten geändert! 1889 hatten die Mediziner der Regenz einen Protest gegen die Zulassung der Frauen eingereicht und 1890 sogar gedroht, die Immatrikulationsfeier zu stören.

In Basel verweigerten die Gynäkologen den Studentinnen die Weiterbildung am Frauenspital. Serena Buser fand, wie vor ihr Adèle Weissenberger, Aufnahme am königlich-sächsischen Frauenspital in Dresden. Durch ihre gradlinige Selbstverständlichkeit, mit der sie auch eine eigene Meinung auszusprechen wagte, wurde die «freie Schweizerin» bald geschätzt. Mit längeren Assistenz-Zeiten an den Spitälern von Liestal und Bern bildete sie sich weiter zur Frauenärztin aus.

1905 heiratete sie den Gynäkologen und Chirurgen Arnold Bangerter und führte gemeinsam mit ihm eine Praxis in Biel. Sie assistierte bei Operationen, vertrat ihren Mann während des Militärdienstes und führte die Praxis allein, als dieser als Chefarzt einem Lazarett in Galizien vorstand. Während der Grippezeit von 1918 übertrug ihr die Stadt Biel die Einrichtung und Leitung des Notspitals. Sie arbeitete dort von morgens früh bis abends spät. Drei Monate sahen ihre beiden Söhne sie nicht am Mittagstisch.

Nach Krieg und Grippezeit trat sie wieder als Assistentin ihres Mannes ins Glied zurück. Sie hatte die Freude, dass beide Söhne dem Vorbild der Eltern folgten und Ärzte wurden. Das Bild dieser aussergewöhnlichen Frau wäre unvollständig, ohne ihrer stets wachen Anteilnahme und Hilfe für Kranke und Arme zu gedenken. Streng gegen sich selbst, war sie gütig und nachsichtig gegen andere.

Eine kämpferische Ärztin wurde *Brunhilde Kramer* (1878–1954). Ihr Vater hatte ihr den Besuch der Zürcher Töchterschule ermöglicht. 1898 begann sie ihr Studium in Basel. Besonderen Eindruck machte ihr der berühmte Physiologe Gustav Bunge, der sie trotz seiner Abneigung gegen studierende Frauen sehr schätzte. Sie schloss sich der Abstinenzbewegung an und lernte dort ihren späteren Gatten Hans Hunziker kennen. Gerne hätte sie sich in Basel weiter zur Frauenärztin und Geburtshelferin weitergebildet. Sie scheiterte

jedoch an den Vorurteilen und der Abneigung der Professoren. Sie zog es vor, nach einer Assistenzzeit in St. Gallen ihre erste Praxis zu eröffnen. Wegen ihrer Heirat mit Hans Hunziker kehrte sie nach Basel zurück und führte gemeinsam mit ihm eine Praxis am Wettsteinplatz. Nachdem er Vorsteher des Gesundheitsamtes und Professor für Sozialhygiene und sie Mutter geworden war, gab sie ihre Tätigkeit als praktizierende Ärztin für einige Zeit auf. Damals fühlte sie sich verpflichtet, ganz der Pflege und Erziehung ihrer Töchter zu leben¹¹.

Die Vorurteile der Professoren und deren Zurückweisung hatten sie während des Studiums sehr verwundet. Darum trat sie 1916 als Gründungsmitglied der Vereinigung für Frauenrechte bei. Ihr soziales Gewissen drängte sie, sich der Inspektion der Mädchensekundarschule zur Verfügung zu stellen. Sie führte Säuglingskurse an den Mädchenschulen ein und leitete einen solchen an der Allgemeinen Abteilung der Töchterschule. In den ersten Jahren nach dem 1. Weltkrieg erteilte sie schon Aufklärungsunterricht über sexuelle Fragen und verteidigte diesen in öffentlichen Vorträgen. Ihre Tochter, Rose Reimann-Hunziker, führte diese weiter.

Ihre Schwester, *Elsa Kramer* (1887–1976), zweitjüngstes von neun Geschwistern, besuchte das Knabengymnasium in Pruntrut. Nach dem Mittellehrerexamen begann sie das Pharmaziestudium, um schliesslich Medizin zu studieren.

Erst 10 Jahre nach der ersten Studentin begann eine Baslerin das Medizinstudium. Es war Lehrerstochter *Marie Alder* (1880–1914). 1907 beendete sie das Studium mit der Promotion und übte ihren Beruf bis zum Tod im Haus ihrer Eltern aus.

Für *Marie Tanutzer* (1877–1936) stand das Medizinstudium nicht von Anfang an fest. Wegen ihrer schwachen Gesundheit schien sie nicht geeignet für ein Studium, obwohl sie als begabte Schülerin die Töchterschule besuchte. Sechs Jahre verbrachte sie im Ausland. Mit 21 Jahren bewog sie die Genesung von Typhus zum Studium der Medizin. In Aarau bestand sie die eidg. Maturität, wohl vorbereitet von ihren ehemaligen Lehrern. In Basel und Berlin bereitete sie sich auf ihren Beruf vor und bestand 1907 das Staatsexamen.

Sie war als Ärztin angesehen. Ihren ausserordentlichen Erfolg verdankte sie ihrer steten Hilfsbereitschaft und der Fähigkeit, sich in das Seelenleben ihrer grossen und kleinen Patientinnen einzufühlen. Noch heute gedenken diese ihrer in Dankbarkeit. 1919 heiratete sie den Architekten Reymond, gab aber ihren Beruf nicht auf. Neben

¹¹ Basler Nachrichten, 12.7.1954.

Praxis und Familie fand sie noch Zeit zu ausgedehnter sozialer Betätigung. Wie Brunhilde Hunziker-Kramer setzte sie sich für die Abstinenzbewegung ein und leitete als Präsidentin die Frauen-Union¹².

Hedwig Bloch und *Tabitha Haerle* begannen ihre ärztliche Tätigkeit in Basel, verliessen aber die Stadt bei ihrer Verheiratung.

Helene Zellweger (1885–1972), die zweite Tochter des Pfarrers von Reute, besuchte dreieinhalb Jahre die Dorfschule von Herisau, bis ihr Vater dem Ruf als Redaktor an die «Allgemeine Schweizerzeitung» nach Basel folgte. Als Pfarrerstochter trat sie natürlich in die Freie Evangelische Schule ein. Anschliessend war sie drei Jahre in der französischen Schweiz. Sie dachte zuerst an einen Pflegeberuf, aber ihre kluge Mutter war überzeugt, dass sie als Ärztin mehr leisten könne. Sie bestand die Maturität 1906 und das medizinische Staatsexamen 1912. Nach weiteren Ausbildungsjahren eröffnete sie 1919 eine Praxis an der Rebgasse in Kleinbasel. Sie hatte bewusst die Gegend der Arbeiter gewählt, denn sie wollte besonders den Kindern dieser noch immer armen Klasse helfen. Im Kinderspital konnte man sich auf ihre sichere Diagnose verlassen. Neben ihrer praktischen Arbeit unterrichtete sie von 1919–1929 Gesundheitslehre an der Allgemeinen Abteilung der Töchterschule. Wie viel mag sie den zukünftigen Müttern und Lehrerinnen mitgegeben haben!

Helen Socin (1885–1917) verbrachte ihre Kindheits- und Jugendjahre in Tübingen und Leipzig, wo ihr Vater Albert Socin semitische Sprachen lehrte. Nach seinem 1899 erfolgten Tod kehrte die Mutter mit ihren fünf Kindern nach Basel zurück. Hier schien Helen das Leben einer Tochter aus gutem Hause vorgezeichnet. Das Leben einer auf die Ehe wartenden Tochter genügte ihr aber nicht. Sie suchte nach einer ausfüllenden Tätigkeit. Zu diesem Zweck besuchte sie 1905–1906 einen Kurs an der Pflegerinnenschule «La Source» in Lausanne. Die Tätigkeit einer Kinderschwester galt nicht als ein Beruf zum Geldverdienen. Sie aber wollte mehr! Gegen den Widerstand der Familie erzwang sie die Vorbereitung auf die Maturität: sie wollte Medizin studieren. In zwei harten Jahren holte sie Latein und Mathematik an der Töchterschule nach.

Als erste Studentin aus einer Professorenfamilie bereitete sie sich nicht in Basel, sondern in Zürich auf die beiden propädeutischen Examen vor und studierte dann in Leipzig weiter. Doch wurde sie zur Pflege ihrer kranken Mutter heimgerufen. Jetzt «durfte» sie in Basel ihr Studium abschliessen. Es folgte ein Jahr als Assistentin bei Prof. Rudolf Stachelin.

¹² Basler Nachrichten, 8.9.1936.

Mit dem Beginn des 1. Weltkrieges machte sich in den kriegführenden Staaten Ärztemangel bemerkbar. Da wurde sie gebraucht! Im Februar 1915 stellte sie sich in Paris als «Interne» dem «Hospice de la Maternité» zur Verfügung. Sie lebte sich mit der schon vielfach bewiesenen Zielstrebigkeit in Infirmierie und Laboratorium ein und führte eine Beratungsstelle für Mütter. Als Frau fühlte sie sich verpflichtet, anderen Frauen zu raten und zu helfen. Im Heimaturlaub vollendete sie ihre Dissertation in französischer Sprache. Die Arbeit in Paris erfüllte sie ganz. Sie nahm die Einschränkungen, die der Krieg mit sich brachte, auf sich und verbrauchte ihre Kräfte in der Sorge um die Grippekranken. So wurde sie selber eine leichte Beute für die Grippe, der sie am 24. März 1917 erlag. Wie sehr sie geschätzt wurde, bewies die Abdankungsfeier in Paris, bevor sie nach Basel gebracht wurde¹³.

Zahnärztinnen

Erst 1924 wurde das Zahnärztliche Institut in die Universität eingegliedert. Vorher hatten sich die Studenten an einer offiziellen Klinik auf die Zahnheilkunde vorbereitet oder an anderen Universitäten studiert.

Eleonore Linder (1895–1964) studierte in Zürich. 1921 wurde sie an die 1920 eröffnete Schulzahnklinik berufen, der sie von 1925–1931 als Leiterin vorstand. Seither wurde keiner Frau mehr diese Verantwortung übertragen. Nach ihrer Heirat mit dem Zahnarzt Hermann Schmidlin führte sie gemeinsam mit ihm eine Praxis an der Schützenmattstrasse.

Elisabeth Smolik-Faller, geb. 1886, holte sich 1925 ihren Dr. med. dent. in Freiburg i.Br. Auch sie, Tochter eines Bankausläufers, hat sich nach dem Examen an der Pädagogischen Abteilung der Töchterschule privat auf die eidg. Maturität vorbereitet und ihr Studium vorerst an der philosophischen Fakultät begonnen. Nach der Heirat mit dem in Buckten eingebürgerten ungarischen Arzt Smolik wechselte sie zur Medizin über. Das medizinische Staatsexamen bestand sie 1913. Sie eröffnete eine Praxis an der Elisabethenstrasse 1 und arbeitete bis 1955. Nach einigen Jahren der Musse starb sie 1960 in Arlesheim.

Elisabeth Gubler war die erste Zahnärztin, die in Basel abschliessen konnte. 1900 in Oxford geboren, wo ihr Vater seine Studien der alten Sprachen mit dem Studium des Sanskrit erweiterte, erlangte sie 1919

¹³ Zur Erinnerung an Helen Socin, StaBS, Leichenreden.

die Maturität an der Töchterschule, schrieb sich für Medizin ein und studierte in Basel und Heidelberg. An die zwei Sommer in Heidelberg erinnert sie sich mit Freude. 1926 promovierte sie als Dr. med. dent. Sie hätte ihre Weiterbildung gerne im Ausland fortgesetzt. Da sich ihr aber an der Austrasse ein geeignetes Haus für ihre Praxis bot, griff sie zu und praktizierte dort bis 1972 46 Jahre lang! Mit dankbarem Stolz denkt sie an all die Patienten zurück, die ihr auch bei Krankheitsausfällen die Treue hielten. Die Patienten erzählen, mit welchem Geschick sie den Kindern erklärte, was sie mit ihnen zu tun vorhabe.

Den Ausgleich zu ihrem strengen Beruf fand sie in der Natur, besonders in den Bergen, zu denen sie ihr Vater schon früh führte. Klettertouren im nahen Jura weckten die Liebe zu anspruchsvollen Besteigungen. Von 1934 bis 1953 bestieg sie alle Viertausender in den Schweizer Alpen und war nie glücklicher als am Seil ihrer zuverlässigen Bergführer. 1945 baute sie in Grindelwald ein Ferienhäuschen. Es wurde der Mittelpunkt ihrer Bergfreunde. Die Erinnerung an die Erlebnisse auf den Hochgebirgstouren überstrahlte ihre alten Tage, die sie bis zu ihrem Tode (18.6.1990) mit klarem Geist erleben durfte¹⁴.

Ausländische Studentinnen

1890 wurden Schweizerinnen zum Studium zugelassen, sowie «Ausländerinnen von gleichem Alter, welche ihre Ausbildung im hiesigen Kanton erhalten hatten»¹⁵. Vorsichtigerweise wurde diese Einschränkung gemacht, weil viele Professoren Angst vor den Russinnen geäussert hatten. Diese studierten in Scharen in Zürich, Genf und Bern und erschreckten die braven Bürger durch ihren Lebensstil. Wohl kamen die meisten aus begüterten Familien, wollten aber ohne finanzielle Hilfe für ihre freiheitlichen Ideale leben und kämpfen. Sie hofften, durch ihr Medizinstudium später in ihrer Heimat den Armen zu helfen. Gleich wie ihre Schweizer Kommilitoninnen kämpften sie gegen den Alkoholismus, der vor allem ein soziales Problem war.

1900 setzte die erste Russin, *Nadiesda Wassilieff* (1874–1954), ihr in Bern begonnenes Medizinstudium in Basel fort. Sie war durch ihren Mann, Dr. Niklaus Wassilieff (1857–1920), seit 1886 in Muri bei Bern eingebürgert, Schweizerin geworden und fiel darum eigentlich nicht unter die Einschränkung¹⁶.

¹⁴ 100 Jahre Zahnärztliche Gesellschaft Basel 1886–1986.

¹⁵ § 30 des Universitätsgesetzes von 1890.

¹⁶ Wilfried Haeblerli: «Die Geschichte der Basler Arbeiterbewegung von den Anfängen bis 1914», Band II 1986, S. 61–64, 186 f.

Die Tochter des Astronomieprofessors Kononowitsch besuchte in Leipzig die deutschen Schulen. Als ihrem Vater 1888 die Leitung der Sternwarte in Odessa übertragen wurde, holte sie sich am dortigen Gymnasium die Reifeprüfung. In Bern begann sie ihr Medizinstudium und lernte dort in der sozialistischen Bewegung ihren Mann kennen. Weil dieser als erster Arbeitersekretär der sozialistischen Partei in Basel arbeiten musste, setzte sie ihre Studien an unserer Universität fort. In die strenge Studienzeit fiel 1901 die Geburt ihrer Tochter Natalie. 1903 legte sie das Staatsexamen ab und erwarb das Doktordiplom.

Ihre Sorge galt von nun an der Arbeiterfrau. Da aber ihr Mann wegen seines schwierigen Charakters bald in der Partei nicht mehr tragbar war, kehrte die Familie 1906 nach Odessa zurück. Nikolai Wassilieff soll während der Revolutionswirren 1920 in Petrograd ermordet worden sein. Die Tochter besuchte nach der Reifeprüfung die Universität von Odessa. Sie kehrte mit der Mutter 1922 in die Schweiz zurück. Nach einem kürzeren Aufenthalt in Bern liessen sich Mutter und Tochter in Basel nieder. Hier erwarb sich Natalie 1930 das Doktordiplom in Chemie. Die Mutter nahm im St. Johannquartier ihre Tätigkeit wieder auf und erfreute sich als Armenärztin grosser Beliebtheit.

1904–1906, also während Frau Wassilieff in Basel war, beendeten zwei Russinnen als Assistenzärztinnen ihr Medizinstudium am Kinderspital: Nehemma Nossowitzky und Schlioma Saidis.

Die zweite Ausländerin war die Engländerin *Harriet Jane Parrell* (1870–1953). Schon in England hegte sie den Wunsch, zu studieren, konnte ihn aber erst in reiferen Jahren verwirklichen. Auf Einladung von Freunden kam sie 1891 nach Zürich. Mit Englischunterricht und Übersetzungen baute sie sich eine Existenz auf. Doch diese Arbeit erfüllte sie nicht ganz. Warum sie erst in Basel an das Medizinstudium dachte, wissen wir nicht. Dazu fehlte ihr das Maturitätsexamen. Darum setzte sie sich von 1903–1906 in Basel neben kaum halb so alte Schülerinnen auf die Bänke der Töcherschule. Nach der 1906 bestandenen Maturität begann sie ihr Studium als Werkstudentin. Sie war neben der Luzernerin Anna Bucher die erste Frau, die in Gynäkologie promovierte, denn erst Prof. von Herff akzeptierte Frauen unter seinen Doktorandinnen (Direktor der Gynäkologie 1901–1916). Nach Jahren der Weiterbildung, so auch in der Psychiatrie, begann sie am Leonhardsgraben zu ordinieren. Wegen ihrer Gewissenhaftigkeit und ihrer gründlichen, liebevollen Beratung in leiblichen und geistigen Nöten wurde sie von ihren Patientinnen hoch geschätzt. 1925 heiratete sie den Witwer Otto Schäfer, Bureauchef

der SBB. Ihrem Beruf ging sie weiter nach, bis sie ihn 1948 wegen Krankheit aufgeben musste¹⁷.

Erst 1914 wurde der «Ausländerparagraph» weiter gefasst. In seinem Ratschlag vom 16. April 1914 an den Grossen Rat vertrat der Regierungsrat eine Anpassung. «Diese enge Fassung ist von den Universitätsbehörden wiederholt als ein Übelstand empfunden worden, weil dadurch die Ausländerinnen, die ihre Maturität in einem anderen Kanton erworben haben, oder Abiturientinnen aus der deutschen Nachbarschaft oder auswärts vorgebildete Ausländerinnen, Schülerinnen oder Angehörige hiesiger Professoren nicht immatrikuliert werden können, so dass mitunter ganz hervorragend qualifizierte Personen abgewiesen werden.»

In den Kriegsjahren studierten, wenn auch in geringer Zahl, nun Frauen aus der näheren Umgebung, aus Deutschland und dem Elsass in Basel. Erst in den 20er Jahren schrieben sich Ausländerinnen in grösserer Zahl ein, und dies wiederum an der medizinischen Fakultät. Sie kamen aus den neu gegründeten baltischen Staaten oder aus Polen. Eigene Universitäten mussten erst aufgebaut werden. 1933 kamen die Flüchtlinge aus Deutschland. Sie schrieben sich zur Mehrzahl für die Medizin ein. Während drei Semestern studierten an der medizinischen Fakultät mehr Ausländerinnen als Schweizerinnen. Viele blieben nur so lange, bis sie mit einem Visum nach Amerika auswandern konnten oder ihre Dissertation angenommen war. Die meisten unter ihnen waren Jüdinnen. Auch andere, die aus politischen oder weltanschaulichen Gründen vor den neuen Herren flüchteten, suchten ihr Studium in Basel abzuschliessen. Da so viele Ausländerinnen mit Erfolg in Basel studierten, wurde der Paragraph als überholt empfunden und im Universitätsgesetz von 1937 fallengelassen.

Frauen an der philosophischen Fakultät

Fast 20 Jahre nach den Medizinerinnen schrieben sich Schweizerinnen in Zürich an der philosophischen Fakultät ein. Auch in Basel zögerten sie lange. Als Hörerinnen konnten Absolventinnen der pädagogischen Abteilung der Töchterschule von 1893 an den Vorlesungen dieser Fakultät folgen. Aber als Studentinnen schrieben sich bis 1901 nur zwei ein, die für je zwei Semester in Basel ihr Wissen ergänzten.

Warum zögerten die Frauen so lange? Sie hatten das Lehrerinnenexamen bestanden. Ihnen blieb aber auch nach einem Studium –

¹⁷ Basler Nachrichten, 15.1.1953.

sollte eines Tages eine Stelle frei werden – eigentlich nur die Anstellung an eine höhere Mädchenschule¹⁸. Die Ärztinnen dagegen waren unabhängig von einer Behörde. Sie waren selbständig. Wie wir sehen werden, veränderte sich die Situation für die Studentinnen der philosophischen Fakultät mit dem Abschluss des Studiums kaum. Sie werden Lehrerinnen, wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und erst spät Journalistinnen.

Für ein Studium an der philosophischen Fakultät entschlossen sich erst 1901

Adèle Stoecklin	(1876–1960)
Julie Gisi	(1881–1977)
Margaretha Plüss	(1881–1967)

Wie schwer der Weg zu einer Lebensstellung war, musste *Adèle Stoecklin* erfahren. 1894 hatte sie das Lehrerinnendiplom an der Töchtererschule erworben. Wie es sich für eine Tochter aus gutem Hause ziemte, ihr Vater war Advokat, erweiterte sie ihre Bildung durch Aufenthalte im französischen und englischen Sprachgebiet.

Da auch sie sich nicht mit der Rolle der wartenden Tochter abfinden wollte, bereitete sie sich auf die für ein Studium erforderliche Maturität vor. Eigentlich wollte sie Juristin werden. Doch ihr Vater überzeugte sie, dass dafür noch nicht die Zeit gekommen sei. Botanik war ihr nächster Wunsch, konnte sich aber nicht mit Germanistik vereinen lassen. Sie war die erste Studentin an der philosophischen Fakultät und hatte es in der für alle ungewohnten Atmosphäre nicht leicht. Von der Mittelschule waren keine Kameradinnen da. Allein und ohne Hilfe nahm sie das Studium auf.

In *Margaretha Plüss* (1881–1967) aus Sissach fand sie eine im wahrsten Sinne gleichgesinnte Kommilitonin. Margaretha Plüss schreibt in ihren Erinnerungen an die ersten Studienjahre von dem Zauber, den die alte Hochschule am Rheinsprung auf die Neulinge ausübte, von dem Stolz, mit dem sie sich in das dicke Matrikelbuch einschrieben¹⁹. Sie kamen sich als Eindringlinge in die Männerwelt vor und wurden von einigen Professoren und Studenten auch als solche angesehen.

Margarethe Plüss hatte ihren Vater, einen Apotheker, vor ihrem ersten Geburtstag verloren. Als einziges Kind wuchs sie unter Frauen

¹⁸ Ausser der Töchtererschule und der Freien Evangelischen Schule bestand 1895–1921 noch die höhere Töchtererschule der Französin Pauline Gutlé. Mit der Ostpreussin Elisabeth Jachmann und Hilfskräften leitete sie sechs Jahreskurse. Töchter aus besseren Kreisen besuchten diese Privatschule und sprechen noch heute mit Verehrung von den beiden Lehrerinnen und der guten Bildung, die sie geniessen durften.

auf bei «Urahne, Grossmutter und Mutter». Das mag ihr den Eintritt in die andere Umgebung erschwert haben. Sie las viel. Die Dichternamen unter den Gedichten in den ersten Schulbüchern verzauberten sie, so dass sie bald selbst zu «dichten» begann. Sie besuchte die neu gegründete Mädchensekundarschule in Sissach, wo sie das Glück hatte, von einer ausgezeichneten Lehrerin gefördert zu werden. Nach einem Welschlandjahr, das sie 1920 in ihrem «Welschlandtagebuch» verarbeitete, wechselte sie an die Basler Töchterschule. Sie erwarb das Basler Lehrerinnendiplom und unmittelbar darauf auch das baselandschaftliche. Zwei angebotene Lehrerstellen schlug sie aus; sie wollte Germanistik und Kunstgeschichte studieren. Professor Hoffmann-Krayer führte sie hin zu Hebel und zur Mundartforschung.

Nach vier Semestern verliess sie Basel und setzte ihr Studium in Bern fort, wo zur Promotion keine Matur erforderlich war. An der jungen Universität fielen die Widerwärtigkeiten weg, mit denen in Basel die ersten Frauen in der Männerwelt sich abzufinden hatten. Sie promovierte *summa cum laude* mit einer Dissertation über «Heinrich Leutholds Lyrik und ihre Vorbilder».

Bald darauf heiratete sie den deutschen Arzt Theodor Schwab. 1917 kehrte sie von Karlsruhe nach Basel zurück, wohin ihr Mann nach dem Krieg folgen konnte. 1908 hatte sie in Bern ihre ersten Gedichte «Luschtigs und Truurigs» in unverfälschtem Baselbieter Dialekt herausgegeben. In der Offizin Lüdin in Liestal fand sie den Verleger, der ihre folgenden Gedichte betreute. Einige wurden in die Baselbieter Lesebücher aufgenommen und dadurch Besitz des Volkes.

Ihre historischen Erzählungen und Novellen erschienen unter den Stabbüchern bei Reinhardt in Basel. Für ihren Roman «Schloss Tannenrain» erhielt sie 1955 den landschaftlichen Kulturpreis, doch wartet er immer noch auf die Drucklegung²⁰.

Ihre Freundin *Adèle Stoecklin* blieb – ausser einem Semester in Leipzig – der Universität Basel treu. Gründlich und zielbewusst studierte sie Germanistik, Englisch und Kunstgeschichte. Bei Professor John Meier schrieb sie eine «liebevolle und kluge Doktorarbeit», wie ihr Kollege Wilhelm Altwegg lobt, und promovierte *summa cum laude* mit der Dissertation «Die Wechselbeziehungen in Minnesang und Volkslied»²¹. Diesem blieb sie ihr ganzes Leben treu, vorerst als

¹⁹ Margerethe Schwab-Plüss, Nat. Zeitung, 17.8.1960. M. Schwab-Plüss, Aus meinem Leben, Baselbieter Heimatblätter, Nr. 2, 1956, S. 25–28.

²⁰ Rudolf Schwab, Heimatbuch Sissach, Liestal 1984, S. 403 f.

²¹ Adele Stoecklin, Basler Nachrichten, 21.8.1951. Wilhelm Altwegg, Basler Nachrichten, 29.4.1956.

nebenamtliche Bibliothekarin der Gesellschaft für Volkskunde und als deren Sekretärin im Archiv.

Eine Lebensstellung war das nicht. Sie war froh, in der Gutlé-Schule bis zu deren Auflösung Latein unterrichten zu können. Ein kurzes Vikariat an der Töcherschule führte leider nicht zu einer festen Anstellung. Eine solche fand sie 1922 am Kupferstichkabinett. Unermüdlich arbeitete sie dort bis zu ihrer Pensionierung im Jahre 1937 in der Bibliothek, im Ausleihedienst, als Aufsicht im Lesesaal. Als «allwissende Sibylle» wurde sie gelobt und musste durch zwei Frauen ersetzt werden²².

1921 gab sie ein mit trefflichen Anmerkungen versehenes Bändchen «Alte Weihnachtslieder» heraus. Dem Volkslied blieb ihre Kraft auch nach der Pensionierung erhalten. Sie legte mit Hoffmann-Krayer den Grund zum Volksliedarchiv. Die Abschriften, die Kataloge und Kartothek-Karten, abgefasst in ihrer klaren, charaktervollen Handschrift, bleiben Zeugen ihrer unablässigen Arbeit. 20 Jahre widmete sie noch mit nie erlahmendem Einsatz und sicherem Urteil dem Volkslied. Auch das Radio Basel konnte bei volkskundlichen Sendungen auf ihre Mitarbeit zählen.

Beim Sammeln der Weihnachts- und Neujahrslieder half ihr *Clara Stockmeyer* (1884–1967). Zehn von den Liedern, die sie u.a. im Muotathal und im Ybrig aufzeichnete, fanden Eingang in die Sammlung.

Auch die Pfarrerstochter Clara Stockmeyer durchlief die üblichen Stationen: Primarschule in Ormalingen, Freie Evangelische Schule, Pensionsjahr in Morges, pädagogische Abteilung der Töcherschule mit anschliessendem Lehrerinnenexamen, zwei Jahre Hauslehrerin in England, Stellensuche in Basel. Das Gefühl, bei kleinen Schülerinnen ihre Gaben nicht voll ausnützen zu können, bewog sie 1915 zum Studium der modernen Sprachen an der Universität.

Unter dem Einfluss von Leonhard Ragaz, der 1902–1908 als Pfarrer am Münster wirkte, wandte sie sich auch sozialen Fragen zu. Die Synthese – soziale Gesinnung und christlicher Glaube – bestimmte fortan ihr Leben, was auch die Wahl ihres Dissertationsthemas «Soziale Probleme im Drama des Sturm und Drang» beweist²³.

1925 wurde sie an das «Schweizerische Wörterbuch» in Zürich berufen. Dort freute man sich, «wieder einmal die westlichen (gemeint ist die Nordwestschweiz) Mundarten vertreten zu sehen»²⁴. Sie entlastete den Chefredaktor, redigierte von 1934 an Artikel und ver-

²² Öffentliche Kunstsammlung Basel, Jahresberichte 1936–1939, S. 20.

²³ Paul Trautwetter in «Der Aufbau». 1. Juni 1967.

²⁴ Jahresbericht des Schweiz. Idiotikons, 1925. S. 2.



*Abb. 6. Dr. phil. Adèle Stoecklin
(1876-1960)*



*Abb. 7. Dr. phil. Margarethe Schwab-Plüss
(1881-1967)*



*Abb. 8. Dr. phil. Clara Stockmeyer
(1884-1967)*



Abb. 9. Anna Keller (1879-1962)



*Abb. 10. Dr. phil. Salome Schneider
(1887-1949)*



*Abb. 11. Dr. phil. Alice Keller
(geb. 1896)*



*Abb. 12. Dr. phil. Rut Keiser
(1897-1968)*



*Abb. 13. Dr. phil. Julia Gauss
(1901-1985)*

fasste bald auch selbständig Artikel. Mit Hingabe und Interesse war sie 30 Jahre lang am Wörterbuch tätig. Der heutige Chefredaktor, Dr. P. Dalcher, erinnert sich «dankbar der lebhaften und engagierten Frau».

Lange Jahre stand sie als Präsidentin dem Zürcher Verein für das Frauenstimmrecht vor, ausserdem nahm sie teil an den Bestrebungen der Frauenliga für Frieden und Freiheit.

War Adèle Stoecklin die erste Germanistin, so war *Julie Gisi* die erste Naturwissenschaftlerin (1881–1977). In Solothurn und Bern hatte sie die Volksschule besucht. Als ihr Vater an die Redaktion der National-Zeitung berufen wurde, siedelte die Familie nach Basel über. An der Töchterschule bestand sie 1900 das Lehrerinnenexamen. An der Töchterschule konnte sie sich auch auf die Maturität vorbereiten, bestehen musste sie sie in Aarau.

Sie belegte naturwissenschaftliche Vorlesungen und promovierte 1907 in Zoologie. Auch nach dem Doktorexamen studierte sie weiter; sie belegte während fünf Semestern Mathematik und Physik. 1907 wurde ihr eine Vikariatsstelle an der Töchterschule übertragen. Wie jeder Neuling wurde sie dort eingesetzt, wo gerade eine Lehrkraft fehlte. 1909 wurde sie fest angestellt, lehrte aber vorerst nur an der Unterstufe. Als eine der ersten Akademikerinnen hatte sie sich etwas anderes erträumt. Erst nach und nach durfte sie die Fächer lehren, die sie studiert hatte. Oft beklagte sie sich, dass sie als Frau weniger Lohn erhalte als ihre ledigen Kollegen²⁵.

Ihr letzter Rektor, Paul Gessler, zeichnet von ihr das Bild strenger Disziplin und Gewissenhaftigkeit. 1942 trat sie zurück. Ihren Lebensabend verbrachte sie in Arlesheim und San Remo. Im Süden hoffte sie all das zu finden, was sie während ihres Berufslebens vermisst hatte²⁶.

1902 immatrikulierte sich die erste Lehrerin. *Anna Keller* (1879–1962) hatte nach dem Lehrerinnenexamen an der Töchterschule einige Jahre an den Primarschulen in Basel und der näheren Umgebung unterrichtet. Sie wollte sich zur Mittellehrerin weiterbilden. Sie entstammte einer einfachen Familie, war die älteste von sechs Töchtern und musste sich ihr Studium selbst verdienen. Das Heimatgefühl, sich in einer grossen Familie geborgen zu wissen, beschreibt sie in ihren 1948 erschienenen Kindheitserinnerungen «Wir Bergleinkinder».

²⁵ Martha Bieder, Universität Basel in «Das Frauenstudium in der Schweiz», 1928, S. 225.

²⁶ Paul Gessler, Basler Zeitung, 3.5.1988.

1907 wurde sie nach bestandenem Examen an die neue Dreirosenschule als Sekundarlehrerin berufen. Dort versuchte sie die Ideen des Gesamtunterrichts in ihren Unterricht einzubauen. Darum wurde sie 1924 Übungslehrerin am Lehrerseminar Basel. Da sie aber die letzten ihrer Schuljahre ohne ständige Zuschauer führen wollte, trat sie 1932 von diesem Amt zurück.

Mit seltener Hingabe widmete sie sich der Schule. Die damaligen Schulbücher befriedigten sie wenig. Geist und Phantasie wurden zuwenig angesprochen. Ihr Erzähltalent hatte sie schon an ihren Geschwistern erprobt. Jetzt begann sie Märchen und Geschichten zu schreiben. Die ersten erzählten vom Drachenbrunnen und vom Mann im Mond. Andere folgten, aber erst nach ihrer Pensionierung fand die allzeit Tätige Zeit und Musse, ihrer Erzähl- und Gestaltungskraft freien Lauf zu lassen. Eine Reihe ihrer Geschichten nahm das Schweizerische Jugendschriftenwerk SJW auf. «Die Weihnachtsfreude der 5 Meierlein» erreichte damals die grösste Auflage des SJW.

Weihnachten war ihr liebstes Fest. Die ersten und später viele andere baseldeutsche Verse sind ihm gewidmet. Ihre «Värs» halfen die Feste in Schule und Familie zu verschönern, weckten die Liebe zu Basel.

«Bi dur und dur e Baslerkind
und mecht nyt anders sy.»

Ihre lebhaftige Phantasie und ihr Humor fanden in den Gedichten wie in den Erzählungen ihren Niederschlag.

Als Mundartdichterin wurde sie in die 3. Folge der «Anthologie Basilea Poetica» aufgenommen. Der letzte ihrer Gedichtbände «Wir Alten» fängt die Erinnerungen und Erfahrungen ihres reichen Lebens ein.

Für Schule und Jugendgruppen verfasste sie auch Spiele, so 1941 zur «Feier der Eidgenossenschaft», dann zu Erntedankfesten der Jugendgruppen und immer wieder zur Gestaltung des Weihnachtsfestes. Ihr letztes Spiel «Märchenzauber» regt zu Schattenspielen an²⁷.

Neben der Schule beschäftigten sie die Probleme des Lehrerinnenstandes. 1918 galt eine Schrift dem Kampf um «Gleiche Arbeit, gleicher Lohn», sie sprach sich zu Gunsten der verheirateten Lehrerin aus, der 1928 die Weiterarbeit in der Schule verwehrt wurde. Lange Jahre war sie Präsidentin des Basler Lehrerinnenvereins und gehörte dem Schweizerischen Lehrerinnenverein als Vorstandsmitglied an. Geprägt von starkem Gerechtigkeitsgefühl war sie eine der Gründerinnen der Basler Vereinigung für das Frauenrecht²⁸.

²⁷ Elisabeth Müller, Nat. Zeitung, 24.1.1954.

²⁸ Georgine Gerhard, Nat. Zeitung, 3.9.1962.

In den Lehrberuf traten auch *Bertha Rüetschi* (1887–1975) und *Elisabeth Zuber* (1882–1974). Beide entschlossen sich nach langen Jahren als Privatlehrerinnen zum Weiterstudium und schlossen mit dem Doktorat ab. Bertha Rüetschi unterrichtete seit 1913 an der Mädchen-Sekundar-, später Realschule, und an der Kantonalen Handelsschule. Ihre Schülerinnen erinnern sich in Dankbarkeit ihres lebhaften Unterrichts.

Da Elisabeth Zuber lange Jahre in Kanada zugebracht hatte, fand sie eine Anstellung für Französisch und Englisch an der Freien Evangelischen Schule.

Seit ihren ersten Jahren an der Töchterschule waren *Jenny Bollag* (1890–1951) und *Elisabeth Ortler* (1891–1974) Freundinnen. Beide bestanden zuerst das Lehrerinnenexamen, um dann an der Universität zu studieren und schlossen mit dem Mittellehrerexamen ab.

Jenny Bollag dachte an ein Weiterstudium. Nach einem ersten Englandaufenthalt bereitete sie sich auf die Maturität vor, die als Vorbereitung auf eine Promotion gefordert wurde. In weiteren Aufenthalten in England wuchs ihre Liebe zur Sprache dieses Landes und zu seiner Kultur. Diese Liebe gab sie ihren Schülerinnen von 1923 an als Vikarin und von 1926 an als fest angestellte Lehrerin an der Töchterschule weiter. Sie litt unter dem unseligen Zeitgeschehen, fand aber immer wieder Kraft durch die Verehrung ihrer Schülerinnen und die Freundschaft im Kollegium.

Ihren Rücktritt 1951 konnte sie nicht als ein *otium cum dignitate* geniessen. Sie war von Krankheit gezeichnet und starb noch im gleichen Jahr²⁹.

Elisabeth Ortler war wie ihre Freundin eine Kaufmannstochter. Da sie ihren Vater schon 1898 verlor, musste sie so bald wie möglich verdienen. Für eine Katholikin war es damals noch schwer, an den höheren Schulen Basels eine Stelle zu finden. Sie war darum glücklich, an die städtischen Schulen von Luzern – eine Sekundarschule mit angegliedertem Lehrerinnenseminar – berufen zu werden. Mit einem Lächeln wies sie auf die Tatsache hin, dass die liberalen Stadtväter in ihr eine protestantische Baslerin vermutet hatten. Wie viele ihrer Kolleginnen litt sie unter der Benachteiligung gegenüber den männlichen Kollegen und setzte sich mit Überzeugung für das Frauenstimmrecht ein. Sie war glücklich, als es 1971 angenommen wurde. Jetzt sei sie eine «freie Frau»³⁰!

²⁹ Paul Gessler, Basler Nachrichten, 5.4.1951.

³⁰ mitgeteilt von Monika Marchal-Stoeklin.

Charlotte Dietschy (1875–1962) und *Ruth Eglinger* (1876–1966) verfolgten fast den gleichen Lebensweg, obwohl sie aus verschiedenen sozialen Verhältnissen stammten. Charlottes Vater war Bandfabrikant, Ruth war die Tochter des Musiklehrers am Gymnasium und an der Musikschule. Die Primarschule absolvierten sie an der Privatschule von Marie Grunauer³¹. Nachher wechselten sie an die Töchterschule, die sie ohne Abschluss für das übliche Welschlandjahr verliessen.

Charlotte Dietschy erweiterte ihre Französischkenntnisse an der «Ecole Vinet» in Lausanne und schloss ihre Bildung nachträglich mit dem Lehrerinnenexamen an der Töchterschule ab. Ruth Eglinger erlebte ein glückliches Welschlandjahr am ausgezeichneten Pensionat «Bon Pasteur» in Strassburg. Von dort kehrte sie mit dem Lehrerinnendiplom zurück und wurde sogleich von Mademoiselle Gutlé für ihre Schule engagiert. Charlotte Dietschy hielt sich zwei Jahre als Privatlehrerin in England auf. Auch sie fand Arbeit bei Pauline Gutlé. In den Krisenjahren 1895–1910 trug sie dazu bei, das Medizinstudium ihres Bruders zu finanzieren. Erst mit 35 Jahren konnte sie an ihren eigenen Weg denken. Neben der Schule bereitete sie sich auf die Maturität vor. Ihrem Beispiel folgte Ruth Eglinger. Beide Frauen behielten ihre Arbeit auch neben dem Studium bei. Beide promovierten 1915: Charlotte Dietschy über «La dame d'intrigue im französischen Lustspiel», Ruth Eglinger über den «Begriff der Freundschaft in der Philosophie». Charlotte Dietschy wurde 1918 für Französisch und Englisch an der Töchterschule angestellt. Als erste gab sie auch Italienisch. Sie trat 1935 zurück³².

Ruth Eglinger blieb auch nach dem Doktorexamen der Gutlé-Schule treu. Nach deren Auflösung 1921 musste sie sich nach einer neuen Tätigkeit umsehen. Sie fand diese in der Administration der Musikschule. Da war sie in ihrem eigentlichen Element, stammte sie doch aus einem musikalischen Haus. Hier konnte sie ihre Vielseitigkeit, ihr weit gespanntes Wissen einsetzen. Ihre unermüdliche Arbeitsfreude, ihr sprichwörtliches Gedächtnis und ein starkes Pflichtgefühl machten «Tante Ruth» für Lehrer und Schüler unentbehrlich. Sie arbeitete unter den Direktoren Suter, Rehberg, Weingartner und Münch. Die Aera Weingartner war der Höhepunkt ihres Berufslebens. Nach ihrem 1941 erfolgten Rücktritt war sie in ihrer Gewissenhaftigkeit Professor Spiess eine wertvolle Hilfe bei den

³¹ Die Schule befand sich am Petersgraben 35. Die Pfarrerstochter Marie Grunauer führte sie von 1876–1902. Dann übernahm ihre Nichte Frieda Dietz die Schule. Sie wurde erst 1946 aufgelöst.

³² Basler Nachrichten 3.2.1962.

Vorarbeiten zur Herausgabe der Schriften der Mathematiker Bernoulli. 10 Jahre half sie ihm³³.

Aus einer Lehrerfamilie stammte *Margarethe Plüss* (1889–1975). Ihr Onkel Theodor war ein namhafter klassischer Philologe am Gymnasium, der Vater unterrichtete Naturkunde an der Realschule. Er hatte in Botanik doktriert. Zahlreiche kleinere Schriften zur einheimischen Flora sowie ein Leitfaden der Naturkunde stammten von ihm. Die 14. Ausgabe seines Werkleins über den Wald besorgte seine Tochter. Eigentlich wollte sie auch Botanik studieren. Da aber der Professor der Botanik als frauenfeindlich galt, entschloss sie sich zum Studium der Chemie. Dieses schloss sie 1915 mit dem Doktorat ab. Sie war die erste phil. II-Doktorandin. Von 1915–1917 unterrichtete sie an einem Gymnasium in Berlin, anschliessend bis 1920 an der höheren Töchterschule in Fetan. Nach einem mühsamen Weg durch verschiedene Basler Schulen wurde ihr endlich 1933 ein volles Pensum an der Töchterschule übergeben³⁴.

Angeregt und gefördert durch den trefflichen Mathematikunterricht von Dr. Jecklin an der Töchterschule wuchs in *Helene Stähelin* (1891–1971) die Neigung zu diesem Fach. Sie belegte Mathematik, Physik und Chemie. Im Herbst 1912 zog sie nach Göttingen, dem damaligen «Mekka der Mathematik». Wegen des Krieges kehrte sie nach Basel zurück. Mehrmals musste sie in den Kriegsjahren ihr Studium unterbrechen und als Vikarin an der Töchterschule einspringen. 1919 bestand sie das Oberlehrerexamen. Neben ihrer Tätigkeit an der privaten Töchterschule von Fetan bereitete sie ihren Doktor vor. 1934–1956 unterrichtete sie an der Kantonsschule Zug. Nach ihrer Pensionierung half auch sie Professor Spiess bei den Vorbereitungen zur Bernoulli-Edition. Von der Ragaz-Bewegung angesprochen, wurde sie ein lebendiges, eifriges Mitglied der internationalen Frauenbewegung für Freiheit und Frieden. Ein Autounfall setzte ihrem Leben ein Ende³⁵.

Zu internationaler Anerkennung, ja Berühmtheit in ihrem Studienfach Botanik, brachte es *Marguerite Henrici* (1893–1971). Ihre Studien schloss sie 1918 mit dem Doktorexamen summa cum laude ab. Anschliessend war sie einige Zeit im pflanzenphysiologischen Laboratorium ihres Lehrers, Professor Gustav Senn, auf Muotas Muragl sowie als Assistentin im Botanischen Institut tätig.

Die entscheidende Wende in ihrem Leben führte der Luzerner Tierarzt Arnold Theiler herbei. Dieser hatte sich 1981 in Südafrika

³³ Joseph Cron, Basler Volksblatt, 5.7.1956. Basler Nachrichten, 25.1.1966.

³⁴ Basler Nachrichten, 12.8.1975.

³⁵ Basler Nachrichten, 4.1.1971.

unter den Buren und später unter den Engländern um die Bekämpfung der Tierkrankheiten grosse Verdienste erworben, die von England mit der Verleihung des Adelsstandes belohnt wurden. Sir Arnold bewog die junge Botanikerin, durch pflanzenphysiologische Untersuchungen die verheerenden Mangelerscheinungen in der Ernährung der Tierwelt abzuklären. Als Regierungsbeamtin arbeitete Marguerite Henrici, die 1927 auch noch an einer südafrikanischen Universität promovierte, 35 Jahre lang in verschiedenen Laboratorien des Landwirtschaftsdepartements der Südafrikanischen Union, vor allem in Fauresmith. Dort studierte sie in erster Linie die Futterpflanzen und den für die Ernährung der Tiere entscheidenden Phosphorgehalt. Die Resultate ihrer Forschungen veröffentlichte sie in zahlreichen Publikationen. Sie trug dazu bei, die Erkrankungen der Tiere einzudämmen.

Als Marguerite Henrici 1957 in den Ruhestand trat, konnte sie sich nicht mehr zur Rückkehr in die Schweiz entschliessen. Allzu innig fühlte sie sich mit der langjährigen Stätte ihres Wirkens verbunden³⁶.

Salome Schneider (1887–1949) begann ihr Universitätsstudium erst 1912. Sie hatte vorher in Genf und London gründlich die Sprachen erlernt. Auf Grund ihres glänzenden Examens in der Royal Society for the Encouragement of Arts erhielt sie einen Freiplatz an der Londoner Universität. In Basel bestand sie die Maturität. Sie setzte ihr Sprachstudium in Basel fort und bestand 1914 die Mittellehrerprüfung in den Fächern Deutsch, Französisch und Englisch. Unter dem Einfluss von Professor Georg Landmann wechselte sie zur Nationalökonomie und schloss ihre Studien mit einer Dissertation über «Die Erzeugung und den Verbrauch von Nährwerten in der Schweiz» 1917 summa cum laude ab.

Als eine der ersten Frauen in der Bundesverwaltung arbeitete sie in der Steuerverwaltung des Finanzdepartementes. Dies genügte ihr jedoch nicht. 1929 habilitierte sie sich als Dozentin für die Finanzwissenschaft an der Basler Universität. In ihrer doppelten Eigenschaft als Expertin und Dozentin mutete sie sich zuviel zu, so dass sie aus Gesundheitsrücksichten vor der Zeit pensioniert werden und nach einigen Jahren auch auf die Privatdozentur verzichten musste.

Salome Schneider hat verschiedene Arbeiten über finanzielle und steuerpolitische Probleme geschrieben, so 1919 «Die schweizerische Volksernährung vor und während dem Krieg», 1925 «Steuersystem und Steuerpolitik in der Schweiz», 1927 «Die Herrschaftsstruktur Englands im XVIII. Jahrhundert».

³⁶ Basler Nachrichten, 9.8.1971.

Durch Professor Landmann angeregt gehörte sie dem Kreis der Stefan George-Verehrer an, dessen Weltanschauung weitgehend der ihren entsprach³⁷.

Eine der wenigen noch lebenden Akademikerinnen der ersten Zeit, doch schon der zweiten Generation, ist *Alice Keller*, geb. 1896. Sie studierte zur gleichen Zeit wie Salome Schneider Nationalökonomie und promovierte mit einer Dissertation über «Das Alkoholmonopol während des 1. Weltkrieges».

1925 trat sie in die Dienste der Firma Hoffmann-La Roche ein und arbeitete bis im Frühjahr 1939 in deren Niederlassung in Tokio. In Basel versah sie daraufhin eine Stelle am Hauptsitz der Firma.

Ihr tätiger Geist verlangte auch nach der Pensionierung nach neuen Aufgaben. Ihre reichen nationalen und internationalen Erfahrungen kamen verschiedenen Organisationen zugute. Von 1953 bis 1959 leitete sie die Frauenzentrale, den Zusammenschluss weiblicher Basler Vereine und Organisationen. 1959 wurde sie als erste und damals einzige Frau in die eidgenössischen Kommission für die technische Zusammenarbeit mit den Entwicklungsländern gewählt. Im Vorstand der Bürgerschaftskommission «Saffa» (1940–1986) machte sie sich mit den Sorgen und Nöten der Frauen im Kleingewerbe vertraut. 1924 gehörte sie zu den Gründungsmitgliedern der «Akademikerinnen-Vereinigung Basel», deren Präsidium sie 1940 nach ihrer Rückkehr aus Japan antrat. Von 1947 bis 1950 leitete sie den Vorstand des Schweizerischen Verbandes der Akademikerinnen. Daraus ergab sich die Mitarbeit in verschiedenen Kommissionen des internationalen Verbandes, die zu häufigen und weiten Auslandsreisen führte. Für kurze Zeit war sie auch Mitglied des Bürgerrates³⁸.

Melitta Beck (1897–1989) hatte für das Mittlehrerexamen Latein, Deutsch und Französisch belegt. In ihre Studienzeit fiel die Reorganisation der Studentenvertretung. Die Studentinnen wollten darin nicht einfach unter die «Wilden» gezählt werden. Darum gründeten sie die «Studentinnenvereinigung Basel» und trugen als äusseres Zeichen ein lila-weiss-lila Band. Ein Spottvers zeugt davon: «Lila weiss und lila wieder schmückt das Band an ihrem Mieder.»

Stolz trug Melitta Beck das Band. In der stellenarmen Zeit nach dem Weltkrieg nahm sie die Aufgabe einer Erzieherin in Frankreich an. 1924 trat sie als Korrektorin und Registratorin in die Verwaltung der «Basler Nachrichten» ein. 1931 wechselte sie in die Redaktion und zeichnete seit 1944 als erste Frau im Impressum einer Basler Tageszeitung. Ihr oblag die Besprechung von Frauenfragen, die Berichterstat-

³⁷ Basler Nachrichten, 19.4.1949 und Nat. Zeitung, 20.4.1949.

³⁸ Angaben von Alice Keller.

tung über kirchliche Anlässe, Bazare und andere Veranstaltungen. Sie wurde zum wertvollen Bindeglied zwischen den Frauenorganisationen und der Öffentlichkeit. Nie fehlte sie an einer Sitzung der Frauenzentrale und des Vereins für das Frauenstimmrecht. Auch sie gehörte zu den Gründerinnen des Basler Akademikerinnenvereins. Sechs Jahre lang redigierte sie das Bulletin des Schweizerischen Verbandes.

Als Pensionierte setzte sie ihr journalistisches Können für die Frauenfrage ein, schrieb in das «Schweizerische Frauenblatt» und «Die evangelische Schweizerfrau»³⁹.

Martha Bieder (1898–1989) entschloss sich nach ihrem Studium für eine Weiterbildung an der von Alice Salomon geleiteten Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit in Berlin. Bei dieser Berufswahl dachte sie wohl an die Worte von Rektor Albert Barth bei ihrer Maturfeier 1918: «Wie die Jungen, besonders die Frauen, ihren Beruf auffassen, ob als eine schwer erträgliche Last oder eine selbstverständliche Ehrenpflicht, das wird in hohem Mass die Zukunft unseres Volkes bestimmen.» 1931 übernahm sie die Leitung der Frauenabteilung der akademischen Berufsberatung, die sie bis zu ihrer Pensionierung innehatte. Im Rückblick meint sie dazu: «Es ist ein faszinierendes Erlebnis, am Werden eines Berufes aktiv mitzuarbeiten.» Sie schrieb auch die erste Studie über das Frauenstudium an der Universität Basel⁴⁰.

Martha Bieders Klassengenossin in den beiden letzten Gymnasialklassen war *Elisabeth Rütimeyer* (1898–1989). Sie entstammte einer Ärzte- und Professorenfamilie. Die Primarschule besuchte sie bei Fräulein Dietz an der Socinstrasse. Nach den sechs Gymnasialklassen schickten sie die Eltern für das Welschlandjahr nach Neuenburg. Dieses Jahr sollte ihr neben dem intensiven Studium der französischen Sprache und der Musse für das Klavierspiel auch die Entscheidung erleichtern, welches Studium sie nach der Maturität ergreife. Sie wählte Geschichte, Latein und Deutsch. Zwei Semester verbrachte sie in Heidelberg. Nach dem Doktorexamen zog es sie für ein Jahr nach England.

Nach Vikariaten in Fetan und an der Kantonsschule Solothurn wurde sie am Mädchengymnasium angestellt. Wanderungen im Jura und in den Alpen beglückten sie in den Ferien, so auch in ihrem allerletzten Sommer 1989. Sie unternahm Touren mit dem Frauen-Alpenclub oder allein mit einem Bergführer. An ihrem 60. Geburts-

³⁹ Basler Nachrichten, 14./15.10.1967.

⁴⁰ Martha Bieder, Universität Basel in «Das Frauenstudium an den Schweizer Universitäten», 1928 S. 203–244.

tag rühmte sie sich, bis auf zwei alle Viertausender in den Schweizer Alpen bestiegen zu haben. In ihrem Alpengarten lebt die Erinnerung daran weiter.

Mit zwei der bedeutendsten Lehrerinnen wollen wir den Reigen schliessen. Es sind dies Rut Keiser und Julia Gauss.

Rut Keiser (1897–1968) kam aus einer Lehrerfamilie. Nach dem 8. Schuljahr musste sie das Gymnasium verlassen. Einen Sommer verbrachte sie auf einem Bauernhof und sollte dann nach dem Wunsch der Eltern in die Grafikklassse der Gewerbeschule eintreten. Sie erzwang sich die Rückkehr ans Gymnasium, musste aber die pädagogische Abteilung besuchen, um bald als Lehrerin verdienen zu können.

Nach bestandem Examen bereitete sie sich privat in Latein auf die Maturität vor. 1920 konnte auch sie endlich studieren. Basel, Paris und Berlin waren die Stationen ihres Studiums, das sie mit einer hervorragenden Dissertation abschloss. 1922 bestand sie das Mittellehrerexamen. Sie übernahm schon während des Studiums Vikariate an der Mädchensekundarschule und am Gymnasium. In der Zeit des Lehrerüberflusses musste sie aber bis 1928 auf eine feste Anstellung warten. Wegen ihres profunden Wissens und des lebhaften Unterrichts wurde sie von Kollegen und Schülerinnen geschätzt und als erste Frau in Basel als Konrektorin ans Mädchengymnasium gewählt.

Während ihrer Berufszeit hatte sie auf wissenschaftliches Arbeiten verzichten müssen. Nach ihrem Rücktritt widmete sie sich mit Akribie der Herausgabe der Reisebeschreibung von Thomas Platter dem Jüngeren⁴¹. Vor Fertigstellung des Registers wurde sie das Opfer eines Verkehrsunfalles.

Die Zurücksetzung, die viele Frauen erleiden mussten, machte sie zur überzeugten Kämpferin für das Frauenstimmrecht. Sie erlebte die Gleichstellung der Frau als Basler Bürgerin. Enttäuscht über das negative Resultat des Urnengangs der Männer am 1. Februar 1959 unterstützte sie die Lehrerinnen des Mädchengymnasiums in ihrem Streik am 3. Februar 1959.

Auch für die Eltern von *Julia Gauss* (1901–1985)⁴² war ein Studium für ihre Tochter keine Selbstverständlichkeit. Nach der Primarschule schickte sie ihr Vater, der Pfarrer und Historiker Karl Gauss, in die Freie Evangelische Schule. Ihre Schulkameradinnen besuchten die

⁴¹ Rut Keiser, «Thomas Platter d.J., Beschreibung der Reisen durch Frankreich, Spanien, England und die Niederlande 1595–1600», Basel 1968.

⁴² Eduard Vischer: Julia Gauss, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde Bd. 87, Basel 1987, S. 161–182.

Töchterschule, lernten Latein, um später studieren zu können. Da war ihr Plan gefasst. Mit dem liebevoll gehüteten Geburtstagsbatzen ihrer Grossmutter, einem goldenen Zehnfrankenstück, erstand sie sich für Fr. 5.60 das Lateinbuch. Ihren Bruder Hermann weihte sie in ihren Plan ein. Er wurde ihr Spiessgeselle und überwachte ihre Fortschritte. Der Vater schüttelte den Kopf, als sie eines Tages erklärte, sie wolle in die Gymnasialabteilung der Töchterschule übertreten. Dazu brauche sie Latein, und das fehle ihr. Wie gross war ihr Triumph, als sie dem Vater nicht nur Vokabeln wusste, sondern auch schon einiges aus der Syntax beherrschte.

Nach dem Maturitätsexamen war sich Julia Gauss bei ihren vielfältigen Talenten erst nicht schlüssig, welches Studium sie ergreifen sollte. In den beiden ersten Semestern in Genf belegte sie mathematische Fächer, wechselte dann aber in Basel zu Philosophie, Deutsch und Geschichte. Nach einem Semester in Bern und einem in Berlin schloss sie vorerst mit dem Mittellehrerexamen ab. Kleinere Vikariate an verschiedenen Schulen halfen ihr, die stellenlose Zeit zu überbrücken. 1927 kam sie als feste Vikarin an «ihrer» Schule an und wurde 1933 fest angestellt. In der Zwischenzeit hatte sie doktriert.

Grössere und kleinere Arbeiten entstanden neben der Schule, so über Goethe, oder mit ihrem Kollegen Alfred Stoecklin zusammen, die Monographie über Johann Rudolf Wettstein. 1961 trat sie mit Erreichung der Altersgrenze aus dem Schuldienst aus. Nun hatte sie Zeit für alle sie bedrängenden Fragen, seien es de Bèze, Anselm von Canterbury u.a.

Die Universität Zürich verlieh ihr wegen ihrer theologischen Schriften den Ehrendoktor der theologischen Fakultät und die Stadt Basel den Wissenschaftspreis.

An der philosophischen Fakultät immatrikulierten sich auch die Pharmaziestudenten. Die *erste Pharmazeutin war Bertha Jundt* aus Riehen (1881–1961). Sie erwarb sich in der Apotheke ihres Mannes Franz Brieden an der Inselstrasse in Kleinhüningen die nötigen praktischen Fähigkeiten und bestand 1910 das Examen. 1911 entschloss sie sich, in Riehen eine eigene Apotheke zu eröffnen und diese nicht etwa als Filiale ihres Mannes zu führen. Die Riehener Ärzte waren über eine Apotheke am Ort nicht entzückt, mussten sie doch die Selbstdispensation aufgeben und ihre Bestände liquidieren.

Die «Apotheke in Riehen», bald umbenannt in «Chrischona-Apotheke», verlangte Bertha Jundts ganzen Einsatz. Nach den Bestimmungen jener Zeit musste sie auch dort wohnen. Die Ehegatten trennten sich 1922 endgültig. 1946 übergab sie die Apotheke ihrer Tochter Charlotte Brieden (1912–1961), die 1943 in Pharmazie promoviert hatte.

Die zweite Apothekerin in Basel war *Frieda Hermann-Winterhalter*. Ihr Mann, Inhaber der Central-Apotheke am Centralbahnplatz, stürzte 1905 in den Bergen ab und hinterliess ihr zwei kleine Kinder. Diesen wollte sie die Offizin erhalten. Sie bat die Sanitätsbehörden, die Apotheke mit einem Verwalter weiterführen zu dürfen, bis sie selbst die nötigen Examen bestanden hätte. Welche Kräfte durch die Umstände freiwerden können, sehen wir an dieser Frau. Sie musste die eidg. Maturität nachholen. 1909 immatrikulierte sie sich in Basel, beendete aber ihr Studium 1912 in Bern. Die praktische Mitarbeit im eigenen Geschäft wurde ihr angerechnet, so dass sie nach bestandenen Examen die Offizin 1912 übernehmen konnte. 1936 gab sie diese ihrem Sohn Karl weiter.

Gertrud Schumacher-Palm kam auf dem 2. Bildungsweg zur Pharmazie (1891–1983). Sie hatte in Basel, Leipzig und Paris studiert und ihr Studium 1916 mit dem Mittellehrerexamen in Griechisch, Latein und Biologie abgeschlossen. Sie unterrichtete vor allem an der Töchterschule Latein. Nach dem frühen Tod ihres Mannes blieb sie 1924 an der Schule. Erst dann nahm sie das Pharmazie-Studium auf. Als Tochter eines Apothekers fand sie den Zugang leichter.

Hörerinnen

Als sich 1890 die Universität den Frauen mit einem eidgenössischen oder kantonalen Maturitätszeugnis öffnete, hofften die Lehrerinnen, die seit 1882 einen Fähigkeitsausweis für das Lehramt erhalten hatten, gleich ihren männlichen Kollegen als Hörerinnen zugelassen zu werden. (Männer konnten vom 17. Altersjahr an ohne Einschränkungen an der Universität hören!)

Rektor Anton Philipp Largiadèr von der Töchterschule unterstützte den Wunsch der Frauen zur Weiterbildung aufs wärmste. In der Kuratel plädierte der Vorsteher des Erziehungsdepartementes, Regierungsrat Zutt, für die Zulassung zu den philosophischen und medizinischen Vorlesungen, doch die medizinische Fakultät sprach sich strikt dagegen aus. An der philosophischen Fakultät trat eine Minderheit – 7 gegen 11 – dafür ein. Darum empfahl die Kuratel am 3. Oktober 1893, dem Wunsch bei genügender Vorbildung für die philosophische Fakultät zu entsprechen. Der Regierungsrat stimmte auch zu, und vom Wintersemester 1893 an durften «Frauen, sofern sie im Besitze eines Fähigkeitsausweises sind, der zur Bewerbung an hiesigen Primar- und Mittelschulen berechtigt», als Hörerinnen den Vorlesungen an der Philosophischen Fakultät folgen⁴³.

⁴³ Universitätsgesetz § 31, 14. Oktober 1893.



*Abb. 14. Dr. phil. Jenny Bollag
(1890–1951)*



*Abb. 15. Dr. phil. Charlotte Ternetz
(1874–1958)*



*Abb. 16. Dr. jur. Ruth Speiser
(1893–1976)*



*Abb. 17. VDM Marie Speiser
(1901–1986)*

Unter den ersten Hörerinnen war die Lehrerin *Charlotte Ternetz* (1874–1958)⁴⁴. Sie interessierte sich vor allem für Botanik und fand in Professor Georg Klebs (1857–1918) einen verständigen Förderer. Er war es auch, der sich bei der Umfrage von 1889 besonders warm für die Zulassung der Frauen ausgesprochen hatte. Er schätzte ihre ernsthafte Arbeit bei den Arbeiten im Labor und übertrug ihr während seiner Abwesenheit die Leitung des Instituts und die Aufsicht über 15 Voll- und 25 Halbpraktikanten. Er war fest davon überzeugt, dass in Kürze auch der Lehrerinnenausweis zur Immatrikulation berechtigen werde und riet seiner Schülerin von der zeit- und kräfteraubenden Vorbereitung auf die eidg. Maturität ab.

Charlotte Ternetz hätte eine ausgezeichnete Forschungsarbeit über Plasmabildung bei Pilzen als Dissertation vorlegen können. Aus Prinzip wandte sich die Kuratel dagegen, ihr ausnahmsweise das Doktorexamen zu erlauben, wollte ihr aber für ihre Arbeiten den Ehrendoktor zuerkennen. Doch sie wollte keinen geschenkten Dokortitel. Als Professor Klebs 1898 die Universität verliess, wechselte sie nach Zürich. Dort verlieh ihr die Universität 1900 den Dr. phil. «mit Auszeichnung». In der von Professor Klebs redigierten botanischen Zeitschrift veröffentlichte sie drei weitere Arbeiten über Pilze. Den Gedanken an eine Habilitation gab sie aus finanziellen Gründen auf. Sie wurde Lehrerin an der Mädchensekundarschule. 1908 wurde der «gewissenhaften und tüchtigen Lehrerin» ein Urlaub zum Besuch des «Moral Education Congress» in London bewilligt⁴⁵.

Ihre Sommerferien verbrachte sie meist in den Bergen, wo sie einsame Wanderungen besonders liebte. In und neben der Schule setzte sie sich als Verehrerin von Professor von Bunge für die Abstinenterbewegung ein.

Schon bald erlaubten Professoren ihnen bekannten Frauen auch ohne den Lehrerinnenausweis den Zugang zu ihren Vorlesungen. Die Regenz hatte nichts einzuwenden, doch der Regierungsrat drängte auf eine saubere Lösung. 1903 empfahl er in einem Ratschlag «da für viele Frauen die Universität die einzige Gelegenheit zur Erweiterung ihrer Bildung darstellt», Hörerinnen ohne Einschränkung an der philosophischen Fakultät zuzulassen. Dagegen erhob sich im Grossen Rat Widerspruch, da für männliche Hörer überhaupt keine Einschränkung bestand. In einer 2. Lesung wurde der § 31 des Universitätsgesetzes in seinem Sinne neu gefasst und am 11. Februar 1904 mit

⁴⁴ Martha Bieder: Die Universität Basel in «Frauenstudium an den Schweizer Hochschulen», Zürich 1928, S. 223–225.

⁴⁵ StaBS Erziehung M3.

allen gegen zwei Stimmen gutgeheissen. Die Zahl der Hörerinnen nahm nun stetig zu, war im längeren Wintersemester aber immer grösser als im Sommersemester.

Jurisprudenz und Theologie

Die erste Juristin und die erste Theologin waren die Schwestern Ruth und Marie Speiser. Wohl hatte sich vor ihnen schon die eine oder andere Studentin für ein kurzes Semester an diesen Fakultäten immatrikuliert. Die Deutsche Gertrud Kappis (1893–1938) hatte mit dem Jus-Studium 1915 angefangen, Basel aber nach zwei Semestern verlassen und in Erlangen promoviert.

Ruth Speiser (1893–1976) war die Tochter des bekannten Staatsmannes Paul Speiser. In ihrem Lebenslauf schreibt sie über ihre Berufspläne: «Ich tastete die damals üblichen Frauenberufe durch und erwies mich als wenig tauglich weder für ein Lehramt noch für die Krankenpflege. Langsam reifte der Plan eines akademischen Studiums, und das Maturitätsexamen wurde nachgeholt.» Auch sie musste das Studium selbst wollen und auf Umwegen angehen. «Das Studium der Rechtswissenschaft hat mich nicht nur gefesselt, sondern tief beglückt», schreibt sie, auf ihr Leben zurückblickend.

1922 eröffnete sie nach der Promotion und dem Anwalts- und Notariats-Examen eine eigene Praxis. Sie hoffte, Frauen würden ihr Vertrauen entgegenbringen. Darin sah sie sich getäuscht. Die zahlenden Klientinnen blieben aus. Darum bewarb sie sich um die Stelle eines Substituten am Zivilgericht. Während 23 Jahren amtierte sie als Gerichtsschreiberin in der familienrechtlichen Abteilung. Ihr strenges juristisches Gewissen und ihr gesunder kritischer Sinn zeigten ihr die Schwächen beider Geschlechter.

Als Kassiererin der Freiwilligen Pensionskasse für ledige Bürgerinnen setzte sie sich lange Jahre für diese ein. Sehr am Herzen lag ihr die Förderung der Akademikerinnen in Basel, in der Schweiz und darüber hinaus im internationalen Bereich. Überzeugt, dass besonders die akademisch Gebildeten Verantwortung für den Staat zu tragen haben, führte sie diese in die politische Arbeit ein.

Marie Speiser (1901–1986) schloss 1929 als erste Theologin in Basel mit dem Fakultätsexamen ab. Sie verliess die Schule nach zehn Schuljahren. In Fetan reifte ihr Wunsch zum Studium. An der Töchterschule bereitete sie sich auf die Maturität vor, wusste aber noch nicht genau, wozu sie sich entschliessen würde. Erst nach «einem verfehlten Versuch, in die Fürsorgearbeit abzubiegen», entschloss sie sich zum Theologiestudium. In ihren Lebenserinnerungen erinnert sie

sich dankbar der Religionsstunden von Pauline Gutlé. «Sie sind der Ausgangspunkt meines Studiums geworden», schreibt sie. Dass ihre Eltern diesen damals noch ungewöhnlichen Entscheid unterstützten, war «nur denkbar aus der Bejahung jeder freien Willigkeit in unserem Elternhaus. Unser lieber Vater wollte es so. Er wollte aber auch, dass auf dem gewählten Weg ein ganzer Einsatz geleistet wurde. Die Mutter schrak wohl zurück vor der Verantwortung meines Berufes, war aber auch später mit lebhafter Anteilnahme mit dabei.» Zuerst galt es, für die Ergänzungsprüfung Griechisch und Hebräisch nachzulernen. In Basel, Paris, Tübingen und Marburg bereitete sie sich auf den Beruf vor. Nach bestandenem Examen berichtete sie ihrem Vater hocherfreut, es sei ihr eine Pfarrstelle in der Diaspora von Genua angeboten worden. Der erfahrene Politiker dämpfte ihre Freude. Die Stelle sei ihr nur angeboten worden, weil man die unbequeme Theologin weit fort haben wolle.

1934 wurde ihr aber doch eine Pfarrstelle in der Heimat angeboten. Sie sollte die neu geschaffene Pfarrgemeinde Zuchwil übernehmen und aufbauen. Damit war sie die erste Frau in der Schweiz, der ein selbständiges Pfarramt anvertraut wurde. Sie zog bald Laien zur Mitarbeit und Verantwortung heran. In ihre Pfarrzeit fällt auch der Kirchenbau von 1942.

Vorzeitig musste sie ihr Amt niederlegen, da die Arbeit der zarten Frau zuviel wurde. Mehrfach wurde sie bei Vakanzen zu Hilfe gerufen.

Dr. Elisabeth Flüeler
Nonnenweg 66
4055 Basel

*Liste der Studentinnen bis zum Wintersemester 1917/18**

Jahr der Immatrikulation	Name des Ehemannes	Fakultät Abschluss	Lebens- daten
1890	Frey Emilie	Dr. med.	1869–1937
1893	Köttgen Anna	Dr. med. ZH	1867–1909
	Weissenberger Adèle	(Thommen) Dr. med.	1872–1965
1897	Buser Serena	(Bangerter) Dr. med.	1871–1857
1898	Kramer Brunhilde	(Hunziker) Dr. med. ZH	1878–1954
	Schmitz Helene	med.	1873–1964
1899	Camplair Jeanne	phil.	1879
1900	Alder Marie	Dr. med.	1880–1914
	Koby Adrienne	phil.	1881
	Wassilieff Nadieschda	Dr. med.	1874–1956
1901	Gisi Julie	Dr. phil.	1881–1977
	Plüss Margaretha	(Schwab) Dr. phil. BE	1881–1967
	Stoecklin Adele	Dr. phil.	1876–1960
	Tarnutzer Maria	(Reymond) Dr. med.	1877–1936
1902	Jundt Bertha	(Brieden) Apothekerin	1881–1961
	Keller Anna	phil.	1879–1962
1903	Diem Martha	Dr. med. ZH	1879
	Frölicher Elsa	Dr. phil.	1884
	Regenass Martha	phil.	
	Spinnler Frieda	phil.	1884
	Bloch Hedwig	(Frankenau) Dr. med.	1882
	Neumann Anna	Dr. med.	1862
1904	Keller Katharina	med.	1882
	Silvanowna Euxodie	Dr. med.	
1905	Meyer Emiline	med.	1881
	Wagner Marie	phil.	1885
	Gross Sophie	phil.	1875
	Trippi Anna	med.	1882
1906	Haerle Tabitha	(Hoessly) Dr. med.	1884
	Zellweger Helene	Dr. med.	1885–1972
	Parrell Harriet	(Schäfer) Dr. med.	1870–1953
	Saidis Schlioma	Dr. med.	1876
	Walz Gertrud	(Faesch) phil.	
1907	Faller Elisabeth	(Smolik) Dr. med. dent.	1886
	Gutknecht Alice	Dr. med.	1887
	Bucher Anna	Dr. med.	1877
	Wetter Mary	Dr. med.	1884
	Wittig Hilde	phil. II	

* Aus Zeitgründen konnten nicht alle Lebensdaten ermittelt bzw. vervollständigt werden.

Jahr der Immatrikulation	Name des Ehemannes	Fakultät Abschluss	Lebens- daten
1908	Geisel Ida	Dr. phil.	1889–1960
	Suter Katharina	phil.	1885
	Thurneysen Elisabeth	phil.	
	Guéniat Marthe	phil.	1887
	Hertenstein-Kijander A.	phil. II	1885
	Etienne Rachel	phil.	1885
	Ruetschi Bertha	Dr. phil.	1887–1975
1909	Stieler von Heydenkampff Elise	phil.	
	Wegelin Olga	phil. II	1886
	Wirz Verena	phil.	1884
	Hermann-Winterhalter Frieda	Apothekerin	1873
	Gaeng Ellen	phil.	1889
	Zeller Lydia	phil.	1887
1910	Gysin Bertha	phil. II.	
	Spiess Marie	phil.	
	Glanz Marie	phil.	
	Kaucher Frieda	med.	1879
	Kramer Elsa	Dr. med.	1887–1976
	Plüss Margrit	Dr. phil. II	1889–1975
	Zuber Elisabeth	Dr. phil.	1882–1974
	1911	Dreifuss Lily	(Gambichler) phil.
Dietschy Charlotte		Dr. phil.	1875–1962
Frohnmeier Paula		phil.	1891
Engler Bertha		Dr. med.	1877
Herren Louise		phil.	1892
von Orelli Elisabeth		phil.	
Palm Gertrud		(Schumacher) phil./Apoth.	1891–1983
Probst Mathilde		phil.	
Ortler Elisabeth		phil.	1891–1974
Schmidt Martha		Dr. med.	1887
Schneider Margaritha		Dr. med.	1892
Socin Helene		Dr. med.	1885–1917
Stahelin Helene		Dr. phil. II	1891–1971
Weidenmann Martina		Dr. med.	1891
Wille Gertrud		phil.	
Zehnder Anna		med.	1877
Eglinger Ruth		Dr. phil.	1876–1966
Glättli Martha		phil.	
Pentmann Elsa		phil.	1891
Zellweger Marianne	phil.	1891–1978	
1912	Altenmueller Lydia	med.	1892
	Gutknecht Else	Dr. phil.	1891

Jahr der Immatrikulation	Name des Ehemannes	Fakultät Abschluss	Lebens- daten	
1912	von Herff Elsa	phil.	1885	
	Keller Helene	phil.	1891	
	Schneider Salome	Dr. phil.	1887–1949	
	Warnery Renée	Dr. med.	1886	
	Eberhard Frieda	phil. II		
	Gerber Irene	Dr. med. GE	1893	
	Hallauer Marguerite	(Ferger)	Dr. phil.	1889–1971
	Henrici Marguerite		Dr. phil. II	1893–1971
	Ingold Louise		med.	1888
	Simon Yvonne		phil.	1893
	Thurnherr Emma		phil. II	1881
	Voigt Ottilie		phil. II	1894
	1913	Boneff Rosa	(Rueff)	med.
Brupbacher Hedwig			med.	1881
Hagenbuch Martha			Dr. med.	1893
Herzog Martha			Dr. med.	1891–1963
Linder M. Louise		(Schultheiss)	Dr. med.	1894–1974
Nadolny Gertrud		(Brunner)	Dr. med.	1892
Weil Suzanne		(Bloch)	Dr. phil. II	1892–1982
Abbt Blanka			phil. II	1888
Baumgartner M. Henriette		(Dürr)	Dr. phil.	1893–1923
Richard Amélie			Dr. med.	1891
1914	Boehler Marie		phil. I	1893
	Drasdo Hanna		phil. II	
	Ecoffey Marguerite		Dr. med.	1887
	Laub Martha		phil. II	
	Lips Marguerite		phil. I	
	Pettermand Marthe		phil. I	
	Rordorf Helene	(Metzger)	Dr. phil.	
	Rüegg Margrit		phil. II	
1914	Schmidt Helene		phil. I	1891
	Schmidt Dora		phil. I	
	Steiner Frieda		med.	1886
	Stoppel Rosa		Dr.	1874
	Wenz Mathilde		phil. I	1892
	1914 WS keine neuen Immatrikulationen			
1915	Carroll Katharina		phil. II	1895
	von Erlach-Zerleder Emilie		phil. II	1891
	Groddeck Marie		phil. I	1891
	La Roche Adelheid		phil. I	
	Linder Eleonore	(Schmidlin)	med. dent.	1895–1964
von Schmettau Ruth		phil. II	1889	

Jahr der Immatrikulation	Name des Ehemannes	Fakultät Abschluss	Lebens- daten
1915	Schmidt Gretel	phil. I	1895
	Seyfried Marie	med.	1894
	Stockmeyer Clara	Dr. phil.	1884–1967
	Wunderlich Christel	phil. I	1895
	Mattmüller Elisabeth	phil. II	
	Bollag Jenny	Dr. phil. I	1890–1951
	Ditisheim Heddy	phil. I	
	Fayod Erica	(Favez) phil. II	1893
	von Heydebrand Carolina	phil. I	1886
	Kappis Gertrud	Dr. iur.	1893–1938
	Keller Alice	Dr. phil. I	1896
	Lehmann Marie	phil. I	1895
	Luginbühl Martha	Dr. med.	1896
1916	Bauer Martha	phil. I	
	Braun Irene	phil. I	1896
	Cappis Carla	phil. I	
	Rose Martha	med.	
	Seiler Annie	phil. I	
	Eberhard Frieda	phil. I	
	Jungck Anna	phil. I	1897
	Magnin Jeanne	med.	1893
	Meidinger Hermine	phil. II	1896
	Schmid Margaretha	(Burger) med.	1892
Tschiember Clara	med.	1897	
Wormann Hanni	iur.		
1917	Beck Melitta	phil. I	1897–1989
	Emde Elisabeth	phil. I	
	Ess Rosa	phil. I	1897
	Faesch Vally	Dr. med. dent.	1897
	Gempp Helene	phil. II	
	Gröber-Bamberger Frieda	phil. I	1888
	Guggenheim Irma	(Eisner) Dr. med.	1897
	Heusser Elisabeth	(Ott) iur.	1897
	Herbster Anna	phil. I	1896
	Perrouin Auguste	phil. II	
	Plüss Emmy	med.	
	Schär Hertha	phil. II	
	Schaerer Margrit	Dr. phil. II	1896
	Boeninger Sylvia	phil. I	
	Göttisheim Esther	iur.	
	Hecke-Unruh Elga	phil. II	1891
	Kistler Helene	med.	1896
Laessle Leonie	iur.	1884	